

Studienreform – oder die Herausforderung der Modularisierung

Erfahrungen eines Studiendekans

von

Werner Tzscheetzsch

Am 13. Februar 2004 haben sich die Professorin und die Professoren der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg auf einen beschwerlichen Weg gemacht. Die Universitätsleitung hatte beschlossen, dass die bisherigen (klassischen) Diplomstudiengänge der Universität im Zuge der Verwirklichung des Bologna-Prozesses umgestellt werden müssen auf konsekutive Studiengänge in Form von Bachelor- und Master-Studiengängen: Die Fakultät war gefordert, verbindlich zu erklären, bis wann sie die Studienreform vollzogen haben würde. Im Wintersemester 2009/2010 sollen alle neue Studien- und Prüfungsordnungen in Kraft getreten sein, mit dem Wintersemester 2015/2016 ist allen Übergangsfristen ein Ende gesetzt.

Nun machten neue Begriffe die Runde: Modularisierung, ECTS-Punkte, workload und andere mehr - Begriffe, die mitunter auch Ratlosigkeit produzierten. Zunächst hatten Trost- bzw. Vertröstungsversuche Konjunktur: „Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird“; „Warten wir mal ab...“; „Wozu soll das überhaupt gut sein?“ Bald aber wurde der Ernst des Unterfangens klar: der Katholisch-Theologische Fakultätentag hatte eine Arbeitsgruppe installiert, die ein Rahmenkonzept erarbeiten sollte, damit wenigstens eine gewisse Vergleichbarkeit der in verschiedenen Bundesländern in verschiedenen Geschwindigkeiten entwickelten neuen Bachelor-Studiengänge gewährleistet sein würde. Und aus Rom wurde berichtet, dass der Vatikan dem Bologna-Prozess beigetreten sei: Die Deutsche Bischofskonferenz installierte eine ad-hoc-Arbeitsgruppe, die die bischöflichen Anforderungen an die neuen Studiengänge formulieren soll.

Zunächst war in der Fakultät zu klären, dass den Veränderungsanforderungen ein anderer Blickwinkel auf das Lernen an der Universität zugrunde liegt: Waren wir bisher meistens davon ausgegangen, dass die einzelnen theologischen Fächer (die sich in Freiburg in drei Instituten versammelt haben: im Institut für Biblische und Historische, für Systematische und für Praktische Theologie) und ihre Inhalte den Studierenden so vermitteln, dass sie mit einem akademischen Abschluss (Diplom, Staatsexamen, Magister, grundständige Promotion) die Universität verlassen können (Input-Modell: vom Fach zum Studierenden – Erwerb von Fachwissen), soll jetzt danach gefragt werden, welche Kompetenzen und Qualifikationen die Studierenden bis zum Ende ihres Studiums erworben haben sollen. Die Fächer müssen sich also fragen, was sie zu diesen Kompetenzen beitragen können und wie sie diese Kompetenzen im Verlauf eines Studiums vermitteln können (Output-Modell: Die Studierenden und ihre Kompetenzausstattung rückt ins Zentrum des Interesses). Es liegt auf der Hand, dass bei der Bestimmung von Kompetenzen auch die zukünftige Berufstätigkeit eine wesentliche Rolle spielen muss – eine Orientierung, die sich lediglich beim Lehrerberuf auch langsam in die universitäre Ausbildung „eingeschlichen“ hatte. Damit sind die Herausforderungen der Modularisierung konturiert: Die mit dem Studium zu erwerbende Gesamtqualifikation und die Kompetenzen sind klar und nachvollziehbar zu benennen. Das Denken von den Kompetenzen her zwingt dazu, vom Fach zum Modul als Arrangement von Lehr- und Lernverfahren unter einem inhaltlichen Schwerpunkt bei gleichzeitiger Vernetzung verschiedener Fächer, die zum Lerninhalt des Moduls beizutragen vermögen, zu wechseln. Es geht also nicht um ein bloßes Umetikettieren des bisherigen Lernangebots – eine Scheinlösung, die uns auch von manchen Stellen empfohlen worden war.

Was aber sind Kompetenzen? In Freiburg haben wir den Kompetenzbegriff in Anlehnung an Weinert zugrunde gelegt: Kompetenzen sind erlernbare kognitive Fähigkeiten und Fertigkeiten, um bestimmte Probleme zu lösen und sie bezeichnen die motivationalen, volitionalen und sozialen Bereitschaften und Fähigkeiten, um die Problemlösungen in variablen Situationen erfolgreich und verantwortungsvoll nutzen zu können (vgl. die Expertise „Zur Entwicklung nationaler Bildungsstandards“ vom 18. Februar 2003, 59).

Gleichzeitig sind bei der Entwicklung der Module verschiedene Kompetenzdimensionen in den Blick zu nehmen: Es gibt fachspezifische (kognitiv-inhaltliche) Kompetenzen, darüber hinaus nicht ausschließlich fachbezogene, aber fachrelevante Kompetenzen und nicht zuletzt Haltungen, die (universitär) nicht trainiert, wohl aber ermöglicht werden können. Zu den fachrelevanten, aber nicht ausschließlich fachbezogenen Kompetenzen können beispielsweise gezählt werden: theologische Texte verstehen und interpretieren können, theologisch argumentieren können, eine vermittlungsorientierte Sprachkompetenz und die Fähigkeit zur Präsentation komplexer Sachverhalte. Schließlich lassen sich auch verschiedene Kompetenzbereiche definieren: die Fachkompetenz, die Methodenkompetenz (z.B. Problemlösungsverhalten), die Systemkompetenz (Kenntnisse über die sozialen Systeme, in denen sich die Studierenden beruflich verhalten sollen), die Sozialkompetenz (als Fähigkeit, soziale Situationen zu gestalten) und schließlich die personale Kompetenz (als Fähigkeit, sich mit der eigenen Erfahrungsgeschichte in die Gestaltung sozialer Situationen einzubringen).

Zur Erarbeitung der neuen Studiengänge haben wir eine Studienreformkonferenz etabliert, der die Professorin und die Professoren sowie Vertreter/innen der wissenschaftlicher Mitarbeiter und der Studierenden angehören. Diese Studienreformkonferenz ist die Steuerungsgruppe für alle Veränderungsprozesse und ein hervorragendes Instrument zur Organisationsentwicklung der Fakultät. Das nämlich zeigt sich schon jetzt: Die Studienreformbemühungen haben den großen Vorteil, dass es zu einem intensiven Kommunikationsprozess über unser Lehren und Lernen kommt. Das ergibt sich aus der Kooperation im Blick auf die einzelnen Module.

In einem Punkt müssen wir noch viel arbeiten: Noch bedarf es vielen Nachdenkens über andere Formen des Lehrens und Lernens als die, die wir bisher gewohnt sind. Das „Input-Modell“ ist vielen von uns aus der eigenen Studienzzeit bekannt. Mancher denkt von sich, dass er nur dann gut sei, wenn er „viel bringe“ – eine Einstellung, die mit hoher Verantwortlichkeit gepaart ist. Nicht so schnell kann man sich von der Vorstellung verabschieden, dass Studierende zuerst viel wissen müssen, bevor sie Probleme lösen können – dass ein solches Wissen auch im Problemlösungsverfahren selbst erworben werden kann (problem based learning), muss erst noch erfahren werden – ebenso wie die Einsicht noch zu erwerben ist, dass auch ein solches Lernen „wissenschaftlich“ sein kann.

Bis jetzt ungeklärt ist die Frage, wie mit dem Spracherwerb (Latein, Griechisch, Hebräisch) zu verfahren sein wird: die Reduzierung der für die Erarbeitung theologischer Inhalte zur Verfügung stehenden Zeit, verbietet eine Integration des Spracherwerbs in die Regelstudienzeit, denn sonst hätten wir noch weniger Lehr- und Lernzeit zur Verfügung. Sind die Sprachen also Studieneingangsvoraussetzung oder gibt es Möglichkeiten des Spracherwerbs über die gestreckte Zeit von zehn Semestern bis hin zum Masterabschluss? Fragen, die wir noch zu klären haben. Und nun rauscht die Gerüchteküche, dass Rom einem theologischen Bachelor-Studiengang kein Plazet erteilen werde. Wir werden sehen. Den angestoßenen Prozess werden wir aber nicht aufgeben.